

Ob der Kirchentag, wie es Bischof Hans-Otto Wölber hoffnungsvoll vermutete, stimulierende Auswirkungen auf die recht schwierige Situation der evangelischen Kirche in der gastgebenden Stadt wird haben können, bleibt abzuwarten. Wichtiger ist der Blick auf die Perspektiven, die sich vom Kirchentag als zwar sehr heterogener, aber aussagekräftiger protestantischer Zeitaussage her ergeben oder ergeben könnten.

Zunächst hat auch Hamburg wieder bestätigt, daß trotz mancher Frustrationen und unbefriedigter Erwartungen und trotz etlicher Mängel in Programm und Durchführung der Kirchentag gerade wegen seiner einzigartigen Mischung aus Diskussion, gottesdienstlicher Feier und Fest ein unverzichtbares, vor allem für Jugendliche – wenn auch wohl aus verschiedenen Gründen – attraktives Ereignis darstellt, sicher auch als ein Stück Gegenwart, sowohl zum kirchlichen Leben in vielen Gemeinden als auch zur von den vielgeschmähten Sachzwängen bestimmten politischen und gesellschaftlichen Alltagswirklichkeit. Es bleibt dabei die Frage, wie der Kirchentag, der ja durch zahlreiche Gemeinden und Gruppen vorbereitet wird, auf diese wiederum zurückwirkt.

Als *bedrängendstes Sachproblem* bleibt nach dem Hamburger Kirchentag für den deutschen Protestantismus allerdings das Verhältnis der Kirche zu den Eigengesetzlichkeiten der Politik auf der Tagesordnung, das in Hamburg immer wieder unter dem Stichwort Bergpredigt und Politik verhandelt wurde und das gerade wegen der Frage nach Umfang und Art des friedenspolitischen Mandats der Kirche und der Christen seine Brisanz behalten wird. Einen in jedem Fall nachdenkenswertem Beitrag hierzu lieferte *Erhard Eppler* mit seinem Vortrag „Christen in der Bürgergemeinde“, in dem er an die Denkschriften der EKD erinnerte, sich kritisch mit der Weberschen Unterscheidung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik auseinandersetzte, gleichzeitig aber Verständnis für die Verständnislosigkeit vieler Jugendlicher angesichts der „Sachzwänge“ äußerte. Eppler wies allerdings auch darauf hin: „Wir dürfen nie vergessen, daß es politisches Mit-tun nie gegeben hat und nie geben wird ohne schwer er-

trägliche Spannungen, ohne zermürbende Kleinarbeit, ohne lange blutende oder gar eitrig Verletzungen, ohne menschliche Enttäuschungen, ohne demütigende Niederlagen“ und erinnerte daran, daß die Spannung zwischen Machtposition und Glaubwürdigkeit nicht aufzulösen sei.

Vielleicht braucht es allerdings – unabhängig von den einzelnen Fragen, die mit dem Thema Kirche und Politik angesprochen sind – zunächst einen noch grundlegenden Schritt. Es steht letztlich bei der Diskussion um Kirche und Politik, um Christen in der Bürgergemeinde auch das Verhältnis von *Glaube und Vernunft* auf dem Spiel. In einem wichtigen Vortrag hatte der Braunschweiger Physiker *A. M. Klaus Müller* für eine neue Verhältnisbestimmung plädiert: „Nicht die Starrheit und die Unverletzlichkeit eines ‚Lebens im Glauben‘ neben dem Gang der Welt führt in verantwortliches Bedenken und Gestalten, sondern Glauben und Denken müssen sich füreinander öffnen und einander innig durchdringen, damit der Glaube der Welt seine Vernunft leihen kann.“ Nur so könne die in ihrer instrumentellen Rationalität verkrampfte Welt – Müller bezog hier den Rüstungswettlauf eindrucklich mit ein – auf die Chance aufmerksam werden, die sich ihr in der Vernunft des Glaubens biete.

Während des Kirchentages wurden auf vielfache Weise vor allem von Jugendlichen Ängste artikuliert. Das „Fürchte dich nicht“ als Antwort des Glaubens wurde dem entgegenzuhalten versucht, aufs Ganze gesehen in einer bemerkenswert illusionslosen und ehrlichen Weise. Vielleicht läge in der Perspektive des Nachdenkens über dem heute notwendigen Zusammenhang von Glaube und Vernunft auch eine Chance für die Kirche, mit ihrer Botschaft nicht nur einzelnen dazu zu verhelfen, mit ihren Ängsten leben zu können, sondern auch einen Beitrag zur Therapie gesellschaftlicher Angstzustände zu leisten, ohne dabei einfach die Grenzen ihres Auftrags zu überspringen. Der Hamburger Kirchentag hat auf die Dringlichkeit solcher Aufgaben besonders im Blick auf Verweigerungstendenzen in der Jugend mit aller Deutlichkeit aufmerksam gemacht.

Ulrich Rub

Gestalten im Zeitgeschehen

Ein Ende inmitten des Übergangs

Zu Leben und Werk von Kardinalprimas Stefan Wyszyński

Was wird nach ihm? Antworten auf diese Frage bemühten sich zahlreiche Beobachter zu geben, seit der tödliche Ausgang der schweren Krankheit des polnischen Primas nur eine Frage der Zeit war. Doch auch drei Wochen nach dem am Morgen des Himmelfahrtstages 1981 eingetretenen Tode *Wyszyńskis* war alles offen wie zuvor. Über-

schnelle, eigentlich von Beginn an mit Skepsis zu versende Vermutungen, der Vatikan werde noch am Abend des Begräbnisses einen Nachfolger bekanntgeben, sorgten zwar für anhaltendes Interesse der Weltöffentlichkeit, erwiesen sich aber als unzutreffend. Ungewiß blieb indes, ob die von Johannes Paul II. seinen Landsleuten anemp-

fohlene Zeit 30tägiger Trauer und Besinnung auch einen Hinweis auf den Zeitpunkt der Nominierung eines neuen Erzbischofs von Gnesen und Warschau geben sollte.

Aber die Frage, was aus Polens Kirche nach dem Ende der Ära Wyszyński wird, ist mit der vom Papst zu treffenden Wahl noch nicht beantwortet. Wie Polen den ersten Jahrestag des am 31. August 1980 in Gdańsk/Danzig zwischen „Solidarität“ und Regierung ausgehandelten Abkommens erleben wird, entzieht sich einer präzisen Beurteilung aller routinierten politischen Auguren. Selbst über den Ausgang des für den 14. Juli einberufenen Sonderparteitages der PVAP gibt es nur ungewisse Prognosen. Sicher ist lediglich das angesichts der unmißverständlichen Warnungen, wie sie vor allem im Brief des sowjetischen Zentralkomitees formuliert wurden, so verständliche wie schwierige Bemühen der politischen Führung des Landes die Lage an allen Fronten möglichst zu stabilisieren, ohne einen grundsätzlichen Kurswechsel vornehmen zu müssen, der nach den seit dem letzten Jahr eingetretenen Veränderungen ja nicht mehr so einfach durchzuführen wäre.

Eine „Schlüssselfigur für die Einheit Polens“

Ältere Polen verglichen die Stimmung während der Trauerfeierlichkeiten am letzten Mai-Wochenende mit der Atmosphäre nach dem Tode Piłsudskis im Sommer 1935. Der immerhin achtköpfigen Delegation der Deutschen Bischofskonferenz war die Beisetzung des Primas ob der großen Zahl auswärtiger Bischöfe Veranlassung, von einem „kleinen Warschauer Konzil“ zu sprechen. Die staatliche Macht ließ nichts aus, dem Ereignis außergewöhnlichen Rang zu geben.

Nach Bekanntwerden des Todes von Wyszyński, der am 3. August 80 Jahre alt geworden wäre, ordnete sie in Abstimmung mit der gemischten Staat-Kirche-Kommission eine viertägige Staatstrauer an und ließ das Rundfunkprogramm unterbrechen und umstellen. Das Fernsehen sendete am Abend des Sterbetages eine längere Dokumentation, die erstmals Bilder von der politischen Verbannung des Primas während der Jahre 1953 bis 1956 zeigte. Die stundenlangen Trauerzeremonien wurden vom Fernsehen live übertragen. Die langen, des Lobes vollen, fast schon befremdlichen Nachrufe der politischen Prominenz konnten gelegentlich den Blick dafür verstellen, daß der Verstorbene den Höhepunkt seines Einflusses wohl bereits im vergangenen Jahr überschritten hatte.

Als Wyszyński am 28. Mai den Folgen eines bösartigen Krebsgeschwürs in der Bauchhöhle erlag, hatte er sich fast zwei Monate schon der Öffentlichkeit krankheitsbedingt fernhalten müssen. Den für ihn und die Kirche am tiefsten reichenden Einschnitt hatte freilich der polnische Sommer des Jahres 1980 markiert. Seitdem auch – wie es im Ausstand befindliche Arbeiter einmal auf ihre Plakate schrieben – die Muttergottes von Tschenschow streikte, konnte die Kirche nicht mehr als einzige unabhängige Kraft in den Auseinandersetzungen angesehen werden.

Zweifelsohne war der Kardinalprimas eine, wie es Johannes Paul II. formulierte, „Schlüssselfigur für die Einheit Polens“. In gleichem Sinne äußerte sich Parteichef Kania, als er – über seine offizielle Kondolenz hinaus – in einer Rede vor Arbeitern des Ursus-Traktorenwerks erklärte, man habe „nicht nur einen Priester, sondern auch einen großen Patrioten verloren“, der den Interessen der Nation und des Staates den Vorrang eingeräumt habe. Kania: „Ich persönlich bin davon überzeugt, daß unsere Politik auf dem Gebiet der Religion, ihre Kontinuität auf dem 6. Plenum des ZK der PVAP und in den folgenden Erklärungen genügend Beweise dafür bringt, daß sie den künftigen Primas dazu veranlassen werden, die von Stefan Wyszyński begonnene Linie des Dialogs, der Verständigung und Kontakte mit dem Staat fortzusetzen. Wir werden unsererseits aus allen Kräften dies begünstigen ...“

Schon bevor schätzungsweise 250 000 Gläubige, 50 Bischöfe und 15 Kardinäle dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen („Einen solchen Primas gibt Gott nur einmal in tausend Jahren“ lautete eines der Transparente), hatte das polnische Fernsehen Auszüge des von Wyszyński bereits 1969 aufgesetzten Testaments durch einen Vertreter des Episkopats verlesen lassen. Darin schrieb der Kardinalprimas, nie habe er den Glauben daran verloren, „daß viele Menschen beim Werk des sogenannten Wiederaufbaus in gutem Glauben gehandelt haben und nicht von der Koalition politischer Kräfte, auf die sie keinen Einfluß hatten, dazu gezwungen worden sind.“ Er selbst habe „viele Jahre lang uneigennützig den Kreisen der Arbeiter gedient, indem ich vor allem die Ausbreitung der Bildung und der Kulturarbeit, gemäß dem Geist der Sozialzyklen der Päpste, gefördert habe. Nach meiner Meinung ist dieses Werk trotz der erreichten politisch-strukturellen Veränderungen noch nicht vollendet.“ Weiter schrieb Wyszyński: „Ich wollte die Kirche verteidigen gegen die programmierte Atheisierung ... gegen die Gegensätzlichkeiten in der Gesellschaft ... gegen die Freizügigkeit der Sitten ...“

Schließlich schrieb der Primas, er habe „in den schwierigen Augenblicken des Lebens der Kirche in Polen stets das größte Verständnis der Päpste Pius XII., Johannes XXIII. und Paul VI. gefunden“. „Ich habe von ihnen nie auch nur die geringste Anmerkung oder die leiseste Kritik an unserer Arbeit gehört. Dagegen hat mich die Hochachtung und Liebe dieser Päpste zur Kirche Polens, zum Episkopat, zum Klerus und zu mir persönlich immer aufgerichtet. Ich weiß, daß Pius XII., Johannes XXIII. und Paul VI. stets Vertrauen zur polnischen Kirche gehabt haben, wenn sie auch nicht immer alle unsere Bitten erfüllen konnten. Ich schreibe dies, weil ich sehr wohl weiß, daß es in Polen ganze Bibliotheken politischer Veröffentlichungen gibt, die das wahre Bild der Wirklichkeit verzerren.“

Es ist schwer abzuschätzen, in welchen Punkten sich der neue Primas von seinem Vorgänger unterscheiden, in welchen er dessen Linie fortführen wird. Im Kern konzentrieren sich die Vermutungen über die Nachfolge auf zwei

Überlegungen: Wird der neue Erzbischof von Gnesen und Warschau (an dem traditionsgemäß die Würde des Primas hängt) zugleich gewählter Vorsitzender der Bischofskonferenz sein? Wird der Vatikan einen Nachfolger aus dem unbekanntem Mittelfeld holen oder auf eine bekannte Persönlichkeit zurückgreifen? Beides hat Vorzüge und Nachteile, kirchlich wie politisch. Die Spekulationen, wer als „Wunsch kandidat“ des Verstorbenen, wer als vom Papst Bevorzugter, wer als der Regierung Genehmster, wer als der „Solidarität“ Sympathischster, wer als dem Volke Nächster zu gelten habe, ergaben eine sehr bunte Liste von Namen. Sie umfaßt den römischen Kurienkardinal Rubin, Wojtyła Krakauer Nachfolger Macharski, den Breslauer Erzbischof Gulbinowicz, den Episkopats-Sekretär Dabrowski, ebenso wie den Studenten-seelsorger Tischner, den Priesterseminars-Rektor Romaniuk, die Bischöfe von Stettin und Ermland, Majdanski und Glemp, aber auch den zuvor in Paris tätigen neuen Oberhirten von Kielce, Szymecki, schließlich den Posener Bischof Stroba. Überraschungen sind nicht ausgeschlossen, und so wie das politische Polen in Zukunft kaum mehr das werden kann, was es in der Spätphase Giereks war, so scheint auch abzusehen zu sein, daß Polens Kirche über kurz oder lang eine andere sein wird.

Ein Profil nicht ohne Widersprüche

Die Wahl eines Polen zum Papst, dessen die politische Erneuerung ohne Frage begünstigender Besuch in der Heimat und die im Gefolge des Sommers 1980 eingetretenen Veränderungen hatten eine Art *Renaissance Wyszyńskis* in- und außerhalb Polens bewirkt. Wäre der Primas in der ersten Hälfte der 70er Jahre gestorben, hätte es wohl eine größere Zahl eher zurückhaltender Nachrufe gegeben, kirchlicher wie politischer Provenienz.

Diese Spätblüte Wyszyńskis konnte etwas vergessen machen, daß das Ende seiner Ära, das nun in eine Zeit des beispiellosen politisch-gesellschaftlichen Übergangs fiel, sich schon früher abzeichnete. War der Primas wirklich der letzte noch lebende Kirchenfürst? Oder nur ein Priester, der die Statur eines Fürsten mit der frommen Schlichtheit eines dörflichen Seelsorgers verband, ohne daß das Eine dem Anderen viel Abbruch getan hätte? Oder ähnelte er in Aussehen und Benehmen eher einem französischen Arbeiterpriester als einem Kirchenfürsten von der Art seiner polnischen Vorgänger? Gerade beim Vergleich mit dem Papst aus Polen entdeckten nicht wenige, daß der Primas Charisma im unmittelbaren Sinne eigentlich kaum besaß.

Auf wenig Widerspruch stößt zwar die Einschätzung, daß der Katholizismus im 20. Jahrhundert kaum einen Kirchenführer hervorgebracht hat, der so plausibel wie Stefan Wyszyński Religiosität und Nationalgefühl in Übereinstimmung zu bringen vermochte. Er zählte bis in sein letztes Lebensjahr zu den geistigen Führern der Nation. Aber nichts markiert augenfälliger den von Wyszyński in seiner Amtszeit erlebten *politischen Wandel* als die Um-

stände seiner 1953 erfolgten Verhaftung auf der einen und das inständige staatliche Bitten um ein bischöfliches Machtwort an die im Sommer 1980 streikenden Arbeiter auf der anderen Seite. 1953 ließen Staat und Partei Wyszyński, unter massivem psychologischem Druck auf seine Mit-Bischöfe, „amtsentheben“ und inhaftieren. 1980 erschien Wyszyński der gleichen kommunistischen Partei als letzte Chance einer innenpolitischen Befriedung. Die Eigendynamik der Arbeiter- und Streikbewegung und eine durch den „polnischen Sommer“ keineswegs verzögerte, eher unter anderen Vorzeichen beschleunigte Säkularisierung deuteten aber an, daß der Höhepunkt von Wyszyńskis Einfluß offenbar schon überschritten war. Bis zuletzt jedoch blieb der Führer der katholischen Kirche Polens seinem Prinzip treu, in Zeiten der Bedrängnis des Vaterlandes politische Zurückhaltung zu wahren und zu verlangen. Das hat er 1956 getan, als die Freiheit, die er und sein nachmaliger Gegenspieler Gomulka erlangt hatten, rasch wieder auf dem Spiele stand, das war Wyszyńskis Linie während und nach dem gescheiterten „Prager Frühling“ 1968, und diese Besonnenheit charakterisierte ihn 1970/71 bei den blutigen Streiks an der Ostsee ebenso wie im vergangenen Jahr.

Temperamentvoll, zuweilen auch überspitzt reagierte der Warschauer Oberhirte hingegen bei manchen kirchlich und politisch zweitrangigen Fragen. Sozial aufgeschlossen, theologisch konservativ und zutiefst national, duldete er über sich nur Gott und die polnische Nation. Diese Bildung war Kennzeichen seiner Biographie. Geboren und aufgewachsen in der Zeit der staatlichen Nicht-Existenz seines Vaterlandes, mußte ihm später als Primas der historische Titel des „Interrex“, aufgrund dessen sich die Erzbischöfe von Gnesen in königslosen Zeiten als Führer der Nation, nicht nur der Kirche empfinden, schlüssig und anwendbar erscheinen. Aus der trotz zunehmender Verweltlichung im europäischen Vergleich noch immer engen Verkettung von Kirche und Volk in Polen zog Wyszyński seine Legitimation, Ansprüche über das Religiöse hinaus anzumelden.

Kampf für eine starke Kirche

Stefan Wyszyński wurde am 3. August 1901 in einem ostpolnischen Dorf als Sohn eines Organisten und Volksschullehrers geboren. Wegen nationalpolnischer Haltung wurde seine Familie von den Behörden des Zaren zwangsumgesiedelt. Die Furcht vor der Russifizierung ebenso wie vor der Germanisierung charakterisierte Wyszyński wie viele andere Polen. Zuweilen wurde vermutet, hier liege auch die Wurzel für die Aversion des Primas gegen die russisch-orthodoxe Kirche, zu deren Moskauer Patriarchat er nie – anders als zahlreiche Bischöfe aus Ost und West – persönliche Kontakte knüpfte.

An seinem 23. Geburtstag wurde Wyszyński zum Priester geweiht. Rasch engagierte er sich als Sozialkaplan, Publizist und Wissenschaftler. Seine mit der Promotion abgeschlossenen Studien der Sozialökonomie und des Kir-

chenrechts ermöglichten ihm 1931 eine Professur in Włocławek unweit Warschau. In den 30er Jahren gründete Wyszyński eine Volkshochschule für katholische Arbeiter, unterstützte die christliche Gewerkschaft und war darüber hinaus Herausgeber und Autor katholischer Zeitungen. Nach dem deutschen Überfall auf Polen 1939 verließ Wyszyński auf bischöfliche Weisung Włocławek und leitete bis Kriegsende im Untergrund die Seelsorge von Lublin und in den Vorstädten von Warschau, eine Zeitlang auch bei den Aufständischen.

Der entscheidende Lebensabschnitt Wyszyńkis begann 1945 nach der Befreiung Polens. Ein Jahr nach Kriegsende wurde er Bischof von Lublin. Im November 1948, nach dem Tod von Kardinalprimas Hlond, ernannte Papst Pius XII. den damals 47jährigen Wyszyński zum Erzbischof von Gnesen und Warschau. Zusätzlich wählte die Polnische Bischofskonferenz Wyszyński – mit einer schmerzlichen Unterbrechung – regelmäßig zu ihrem Vorsitzenden.

Die im Gefolge der Sowjetisierung Osteuropas zwischen Kirche und Staat auch in Polen aufgetretenen Spannungen hatte der von Wyszyński geführte Episkopat 1950 durch ein Abkommen mit der Regierung zu lösen versucht. Der Modus vivendi währte nur kurz, das Regime Bierut brach eine Klausel nach der anderen, setzte die Bischofskonferenz unter Druck, ließ den Primas „amtsentheben“ und im September 1953 verhaften. In dieser Zeit stand Wyszyński auch im Episkopat, der sich einen neuen Vorsitzenden wählte, sehr allein. Solche Erfahrungen prägen. Bis zum Oktober 1956 wurde der 1953 zum Kardinal kreierte Primas an wechselnden Orten teils in Haft, teils unter Hausarrest gehalten.

Erst der Sturz von KP-Chef Bierut im Herbst 1956 ermöglichte die Freilassung Wyszyńkis zum selben Zeitpunkt, zu dem der gleichfalls inhaftierte Władisław Gomułka in die Politik zurückkehrte. Als politischer Realist, darin unterschied er sich von Ungarns Primas Mindszenty, verlangte Wyszyński in der schon damals viele seiner Landsleute zur Revolution stimulierenden Situation, es sei wichtiger, „für Polen zu leben als für Polen zu sterben“. Nachdem die Gefahren des 1956er Umbruchs gebannt waren, ließen sich die Dinge gut an: Der Primas erhielt in Rom den Kardinalshut, und das Staat-Kirche-Abkommen von 1950 wurde erneuert. Aber auch dieser Frieden war nicht von langer Dauer. Gomułka entwickelte sich rasch zum Gegenspieler Wyszyńkis. Die oft langwierigen Konflikte entzündeten sich an den in Frage gestellten kirchlichen Freiheiten ebenso wie an marxistischen Einflüssen auf die Erziehung der Kinder, aber auch an der sozialen Lage der polnischen Arbeiter und Bauern. Hier knüpfte der Primas an sein sozialpriesterliches Wirken aus der Zwischenkriegszeit an, und hierauf gründete auch ein gut Teil seiner spezifischen Volksverbundenheit trotz aller Distanz im kirchenpolitischen Führungsstil.

Das *Zweite Vatikanische Konzil und seine Folgen* hat Wyszyński eher mit Reserve aufgenommen. Bei aller Sympathie, auf die er in der Weltkirche rechnen konnte, gab

es gerade in dem auf das Konzil folgende Jahrzehnt, teilweise schon während dessen Beratungen, nicht geringe Vorbehalte gegenüber der vom polnischen Primas vertretenen Theologie. Innerkirchlich steuerte er durchgängig einen konservativen, dabei nicht immer konfliktfreien Kurs. Praktizierte Volksfrömmigkeit – wie etwa 1966 bei den Millenniums-Feiern der polnischen Kirche mit ihren Prozessionen zum Nationalheiligtum der „Schwarzen Madonna“ in Tschenstochau – hatte für ihn stets Vorrang vor intellektueller Reflexion nachkonziliaren Gedankenguts. Manche Priester und Laien, auch solche, an deren Religiosität und Loyalität nicht der geringste Zweifel bestand, hatten es zuweilen schwer mit ihrem Primas.

Der „Tygodnik Powszechny“, das Krakauer Wochenblatt der stets episkopatsnahen „Znak“-Gruppe, zog sich eine scharfe Rüge zu, als es einen Küng-Aufsatz über die Freiheit in der Kirche nachdruckte. Und auch bei der Mehrheit der Konzilsväter hatte sich Polens Primas mit seiner Sicht der theologischen Bedeutung Marias nicht durchsetzen können. Deutlichere Anzeichen einer Säkularisierung wurden in Polen, das freilich auch diesbezüglich bis heute – nicht zuletzt wegen der engen Verknüpfung marienbezogener Volksfrömmigkeit mit folklorehaften Elementen auch außerkirchlichen Ursprungs – eine Sonderstellung einnimmt, erst in den 70er Jahren sichtbar, aber schon in den ersten Jahren nach dem Konzil wurden mancherorts Klagen laut über das „autoritäre Verhalten“ des Primas und weiterer Bischöfe. Wyszyński war der Auffassung, die katholische Theologie in Polen müsse „polnischer und unabhängiger von fremder Literatur“ werden. Dahin paßten nicht so recht nachkonziliarer Aufbruch, Räte-Strukturen mit Beteiligung von Priestern und Laien, Durchschaubarkeit der Führung, Öffnung bei der Priester- und Katecheten-Ausbildung und gleicherlei mehr. Es hat nicht an Begründungen gefehlt, weder bei Wyszyński und seinen polnischen Anhängern noch bei Gleichgesinnten im Ausland, warum es so und nicht anders sein mußte. Oft genug beschwor der Verstorbene den schleichenden Materialismus, den er für weit gefährlicher als den militanten (und schon unter Gierek im Schwinden begriffenen) Atheismus hielt und dem nur eine starke, strikt hierarchisch geordnete, nicht „kränkelnde“ Volkskirche standhalten könne. Fragezeichen sollten im Blick auf diese Haltung allerdings erlaubt sein.

Gerade diejenigen, die Wyszyńkis innerkirchliche und theologische Linie mit Sympathie verfolgten, taten und tun sich oft schwer, seine *Deutschlandpolitik* zu akzeptieren. Der Primas war Pole und Katholik, mit all den Konsequenzen, die das für die Haltung zur Frage der ehemaligen deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße hatte. Wyszyńkis im Westen entsprechend kritisierte Formel von den „wiedergewonnenen Westgebieten“ zeigte dies nur zu deutlich. Schon in der Späthase Giereks gab es zwar polnische Zeithistoriker, die in dieser Frage dem Gedanken der Kompensation höheren Wert zumaßen als demjenigen der geschichtlichen Kontinuität. Als sich die katholischen Bischöfe Polens 1965 zu einem Brief an den beim Konzil versammelten deutschen Episkopat ent-

schlossen, waren solcherlei Differenzierung auf staatlicher Seite aber noch nicht üblich. Regierung und Partei mißfiel damals der ganze Briefwechsel. Die Antwort der Deutschen aus Ost und West wird bis heute unterschiedlich bewertet (vgl. ausführlich die Dokumentation in HK, Januar 1979, S. 11–18). Den einen war sie Markstein der Versöhnung, den anderen Ausdruck innenpolitischer Rücksichtnahmen der Deutschen. Wyszyński jedenfalls wartete mit einem Ausbau der deutsch-polnischen Beziehungen bis 1972, als der Vatikan die kirchliche Jurisdiktion in den ehemals deutschen Gebieten neu ordnete. Bis dahin standen der deutsche Protestantismus und die sozialliberale Koalition dem Primas in diesem Punkte näher als die katholischen Bischöfe der Bundesrepublik. Im Herbst 1973 empfing Wyszyński in Gnesen den damaligen Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal *Julius Döpfner*. Aber es dauerte weitere fünf Jahre, bis der Warschauer Erzbischof die Einladung zum Gegenbesuch in die Bundesrepublik annahm. Und völlig gleicher Meinung sind polnischer und deutscher Episkopat in dieser Frage bis zum Tode des Primas nicht geworden.

Akzente des letzten Jahrzehnts

Aus dem letzten Lebensjahrzehnt Wyszyńskis lassen sich drei Dinge beispielhaft herausgreifen: Das Problem der Säkularisierung, die Ökumene und die Wahl des Krakauer Kardinals Wojtyła, der bis dahin als möglicher Nachfolger des Primas gegolten hatte, zum Papst. Sie weisen zugleich auf all die Fragen, die sich für die katholische Kirche in Polen nach dem Sommer 1980 stellen (vgl. dazu HK, Januar 1981, S. 13 ff. und HK, Mai 1981, S. 228 f.). Im *Staat-Kirche-Verhältnis* hatte das durch die Ostsee-Streiks von 1970 erzwungene politische Ende Gomułkas für Wyszyński den Beginn einer Entspannung und die auch zu seinen Lebzeiten nicht prinzipiell enttäuschte Hoffnung auf ein auskömmliches Klima bedeutet, zugleich aber auch den Verlust eines Widerparts, den der „wahre Führer Polens“ vielleicht brauchte.

Die konziliantere Politik der Ära Gierek ließ zudem Strömungen stärker werden, die eine Atmosphäre der Konfrontation zwischen Staat und Kirche in der Regel eher aufzufangen, manchmal sogar umzukehren vermochte. In dem Maße, in dem sich die kirchenpolitische Spannung löste, wuchs mithin auch das *Ausmaß der Folgen der Säkularisierung*. Verglichen mit Westeuropa hat die Kirche in Polen die Arbeiter nie im selben Umfang verloren, aber religionssoziologische Untersuchungen der 70er Jahre zeigten doch gewisse Verschiebungen. Veränderungen bei der akademischen Jugend wurden zuerst registriert, aber der industrielle Aufbruch mit Mobilität und Milieuwechsel konnte auch bei der Arbeiterschaft nicht ohne Folgen bleiben. Tendenzen einer allgemeinen Verweltlichung, eine spezielle Entfernung zwischen offizieller – und gerade von Wyszyński besonders nachhaltig verfochtener – kirchlicher Doktrin und Anschauungen zuneh-

mend weiterer Kreise der Gläubigen in Fragen der Sexualmoral (vgl. HK, September 1980, 431 f.), schließlich der auch vor den Katholiken nicht haltmachende Anstieg von Abtreibungen ebenso wie von Alkoholkranken (vom Primas in gleicher Weise immer wieder beklagt) ergaben ein durchaus wirkmächtiges Bündel von Einflüssen.

Es muß eine interessante Spekulation bleiben, wie diese Entwicklung ohne den Papst aus Polen weitergegangen wäre. Als Karol Wojtyła sein Pontifikat antrat, weil – wie es der Mailänder Kardinal Colombo formulierte – Wyszyński dem Konklave als Kandidat altersbedingt nicht mehr zur Verfügung stand, waren in weiten Bereichen der Weltkirche klimatische Veränderungen unübersehbar geworden. In Polen hatte die Papstwahl das bemerkenswerte Ergebnis, daß der Prozeß der Säkularisierung in gewisser Weise zum Stillstand kam. Der Triumph, den Wojtyłas Amtsantritt und mehr noch sein Heimatbesuch den Polen und ihrem Primas bedeutete, war aber mit zweierlei verknüpft: kirchenpolitisch wurde Wyszyńskis Einfluß geschmälert, seit Johannes Paul II. und nicht mehr der vom Primas nur zu oft beargwöhnte Agostino Casaroli vatikanische „Ostpolitik“ machte.

Zugleich spürte der Warschauer Oberhirte wohl, daß mit der *Verlagerung des Hauptinteresses auf den Papst aus Polen*, dessen persönliche Ausstrahlung und dessen Formen massenwirksamer Seelsorge innerhalb des polnischen Katholizismus neue religiöse Kräfte an Gewicht gewannen, die er so nicht kannte und auch nicht mehr lenken konnte. Ob dieses Phänomen einer neuen Religiosität indes alle Erscheinungsformen der Verweltlichung längerfristig zu überdecken vermag, erscheint fraglich.

Ein Erstarken des verglichen mit den anderen christlichen Kirchen übermächtigen Katholizismus in Polen ist unverkennbar. Geistig-theologisch gibt es wenig ökumenische Impulse. Materiell ist das leidige *Problem der Kirchen-Besetzungen* zwar örtlich durch den Verkauf einiger Gotteshäuser bereinigt, im Kern aber noch nicht gelöst. Angesichts der fehlenden Analyse der Säkularisierung dürfte gleichwohl die Furcht des lutherischen Bischofs *Narzynski* vor einem „Neokonstantinischen Bündnis zwischen Thron und Altar“ übertrieben sein. Die an seine mit den Kontakten zwischen katholischen Bischöfen und „Solidarität“ begründete Prognose einer „Klerikalisierung der Gesellschaft“ geknüpfte Bemerkung, die römisch-katholischen Bischöfe seien zwar für Demokratisierung im Staat, nicht aber innerhalb ihres eigenen Bereichs, scheint aber zumindest bedenkenswert.

Dennoch zeigen gerade die von Wyszyński teils selbst formulierten, teils gutgeheißenen Appelle der vergangenen Monate, die Staatsmacht gerade in ihrer Schwächephase zu tolerieren und keine überzogenen Forderungen im Blick auf die gesellschaftliche Neugestaltung anzumelden, daß auch hinsichtlich der Konzeption der Demokratisierung der bisher von Wyszyński geführte Episkopat und Vertreter der „Solidarität“ nicht immer das gleiche im Auge hatten.

Wyszyński hat seit seinem vergeblichen Appell an die Ar-

beiter am 26. August 1980 gewiß erkannt, daß in einer pluralistischen Gesellschaft Polens der Einfluß der Bischöfe schwächer werden muß. Den Winter über (vgl. HK, Januar 1981, S. 14 f.) gewann der vom Primas eingeschlagene Kurs der Mäßigung jedoch wieder Konturen. Die Kirche war nicht die stärkste der tragenden Kräfte, aber sie war berechenbar, für die Verantwortlichen in Warschau wie für die Sowjets. Erste Erfolge dieser besonnenen, stabilisierenden, aber nie kollaborierenden Rolle

eines anerkannten Ordnungsfaktors hat Wyszyński noch erleben können. Der durch seine – vom Papst mehrfach öffentlich unterstützte – Vermittlertätigkeit im März noch einmal abgewendete Generalstreik zählt ebenso dazu wie die staatliche Anerkennung der Bauerngewerkschaft. Als er starb, war es jedoch trotz aller Ansätze einer Normalisierung immer noch ungewiß, welchen Beitrag zur moralischen und politischen Erneuerung des Landes die Kirche künftig werde leisten können. *Martin Höllen*

Tagungen

Wo weht der Geist stärker?

Das „Missionarische Pfingsttreffen“ in Mainz

„Es kann nicht bestritten werden, daß die Kirche von ihrem Herrn gesandt ist, überall und zu jeder Zeit die Frohe Botschaft zu verkünden. Hinterfragt wird aber das *konkrete Verständnis von Mission* in unserer heutigen Zeit.“ Darüber, so hieß es in der Einladung, sollte gemeinsam mit Vertretern der Ortskirchen aus Afrika, Asien und Lateinamerika nachgedacht werden. Eingeladen hatte der *Deutsche Katholische Missionsrat*, in dem die großen Hilfswerke für die Dritte Welt, die missionierenden Orden und die 22 deutschen Diözesen vertreten sind für die Zeit vom 2. bis 6. Juni zum ersten „*Missionarischen Pfingsttreffen*“ in Mainz. Zur Teilnahme aufgerufen waren zu diesem Kongreß „alle für die Seelsorge in der Bundesrepublik Verantwortlichen, die missionierenden Orden mit ihren Seminaren und Hochschulen und alle Multiplikatoren im weitesten Sinne, wie z. B. Laien im pastoralen Dienst, Religionslehrer, Priesteramtskandidaten, Professoren und Studenten der theologischen Fakultäten und kirchlichen Hochschulen, Verantwortliche für Fragen der Mission oder einfach Christen, die an einer intensiven Beschäftigung mit der angegebenen Thematik interessiert sind“ (Missio Korrespondenz, Januar/Februar 1981, S. 8).

Weitaus die meisten der rund 1000 Teilnehmer, die sich schließlich in Mainz einfanden, waren allerdings Angehörige der Missionsorden, nur sehr wenige Gemeinden hatten Pfarrgemeinderatsmitglieder entsandt, vereinzelt traf man auch auf Pastoralreferenten. Schon daraus kann man folgern, daß der gewünschte multiplikatorische Effekt in die Arbeit der Gemeinden hinein sich voraussichtlich in Grenzen halten wird, zumal auch die *Presse* ein erstaunlich geringes Interesse an den Tag legte. Letzteres kann übrigens auch von den *deutschen Bischöfen* konstatiert werden, deren spärliche Teilnahme – außer Bischof *Franz Hengsbach* und Kardinal *Hermann Volk* als Prediger des Anfangs- bzw. Schlußgottesdienstes erschienen nur einige

wenige Weihbischöfe – auch den ausländischen Gästen nicht entgangen sein dürfte.

Geplant war die Veranstaltung unter dem Leitwort „Alle sollen es hören und sich freuen“ ursprünglich etwas anders: Im Anschluß an den eigentlichen Fachkongreß sollte von Freitag bis Sonntag die Öffentlichkeit und vor allem die Jugend verstärkt miteinbezogen werden. Diesen großen Rahmen hatte man bereits auf der letztjährigen Mitgliederkonferenz des Missionsrates als organisatorisch nicht zu bewältigen verworfen. Insbesondere aber waren es *Veränderungen in der Referentenliste*, die zu Spekulationen Anlaß gaben und Rückschlüsse zuließen. Namen wie *Ernesto Cardenal* und Prof. *Leonardo Boff* als namhafte Vertreter einer Theologie der Befreiung und z. B. Prof. *Karl Lehmann*, Prof. *Walter Kasper* und Prof. *Johann Baptist Metz* von deutschen theologischen Fakultäten waren in der Planungsphase des Treffens im Gespräch, tauchten dann aber im endgültigen Programm nicht auf. Nicht nur *Claus-Elmar Piller* CSSP führte als Erklärung an, daß die erste Referentenliste „manchen Oberhirten zu provokativ erschien“, ein Bischof habe sogar verlauten lassen, „der Mainzer Kongreß passe nicht so recht in die pastorale Nachbereitung des Papstbesuches“ (Kontinente, Juni 1981, S. 2). Die Befürchtungen einiger KNA-Meldungen der Tage unmittelbar vor Beginn des Kongresses haben sich allerdings nicht erfüllt: „Ist der Konflikt vorprogrammiert?“ wurde da z. B. gefragt und darauf verwiesen, daß manche Beobachter einen „ausgedehnten Krach“ nicht für ausgeschlossen hielten.

Zündstoff boten das Programm und die erklärte Intention der Veranstalter noch genug: das Missionarische Pfingsttreffen solle „auch den Versuch unternehmen, strittige Aspekte unseres missionarischen Tuns zu klären, die durch das Aufeinandertreffen des traditionsreichen abendländischen theologischen Denkens und der neuen